

KERSTIN RECH

schenselo

THRILLER

CONTE
KRIMI

Kerstin Rech

Schenselo

CONTE *verlag*

Inhaltsverzeichnis

[Cover](#)

[Kerstin Rech - Schenselo](#)

[Motto](#)

[Kapitel 1](#)

[Kapitel 2](#)

[Kapitel 3](#)

[Kapitel 4](#)

[Kapitel 5](#)

[Kapitel 6](#)

[Kapitel 7](#)

[Kapitel 8](#)

[Kapitel 9](#)

[Kapitel 10](#)

[Kapitel 11](#)

[Kapitel 12](#)

[Kapitel 13](#)

[Kapitel 14](#)

[Kapitel 15](#)

[Kapitel 16](#)

[Kapitel 17](#)

[Kapitel 18](#)

[Kapitel 19](#)

[Kapitel 20](#)

[Kapitel 21](#)

[Kapitel 22](#)

[Kapitel 23](#)

[Kapitel 24](#)

[Kapitel 25](#)

[Kapitel 26](#)

[Kapitel 27](#)

[Kapitel 28](#)

[Kapitel 29](#)

[Kapitel 30](#)

[Kapitel 31](#)

[Kapitel 32](#)

[Kapitel 33](#)

[Kapitel 34](#)

[Kapitel 35](#)

[Kapitel 36](#)

[Kapitel 37](#)

[Kapitel 38](#)

[Kapitel 39](#)

[Kapitel 40](#)

[Kapitel 41](#)
[Kapitel 42](#)
[Kapitel 43](#)
[Impressum](#)
[Lesetipps](#)

*Die Toten sind nicht tot, sie sind
nur unsichtbar.*

Augustinus (354-430 n. Chr.)

1

Es war Nacht, und in der Großen Himmelsgasse kehrte Ruhe ein. Die letzten Tagestouristen wurden mit den Bussen abtransportiert, und der Wirt vom Biergarten im Domhof schloss das große, mit Motiven aus dem Neuen Testament verzierte Tor. Die Turmuhr schlug elfmal. Und der rechtschaffene Teil der Speyerer Bevölkerung legte sich schlafen.

Lothar Junghans und Markus Ranke, die seit drei Wochen in der altehrwürdigen Stadt Platte machten, schlenderten, zufrieden mit sich, ihren Tageseinnahmen, mit dem Tag überhaupt, über das Kopfsteinpflaster und genossen die Stille nach diesem lauten Tag.

Wie konnte es in einer Bischofsstadt nur so laut sein? Wenn nicht die Glocke irgendeiner Kirche läutete, dann hörte man japanische und amerikanische Touristen schnattern, die beim Anblick eines alten Gebäudes, von denen es hier mehr als genug gab, in Verzückung ausbrachen. Schreckliche Tage, zweifellos, aber nur so kam ein bisschen Geld in ihre gemeinsame Haushaltskasse. Je mehr Touristen, desto größer die Wahrscheinlichkeit, dass ein paar Euro in ihre Richtung flossen.

»Man muss das Bittere mit dem Süßen nehmen oder umgekehrt.« So war die Meinung von Markus und Lothar. Und da sie in allen wichtigen Fragen einer Meinung waren, waren sie zusammen. Sie bettelten zusammen. Sie tranken zusammen. Und sie legten sich des Nachts nebeneinander zur Ruhe.

Jetzt war es angenehm still in den Straßen der Speyerer Altstadt. Außer ihnen war auch keine Menschenseele mehr unterwegs. Dank ihrer Turnschuhe hörte man keinen ihrer

Schritte. Das einzige Geräusch, das man ab und an hörte, war das leise Gluckern des Apfelkorns, wenn sie abwechselnd die Flasche ansetzten und tranken. Es war die dritte Flasche für heute und ihren Pegel hatten sie bald erreicht. Lothar rülpste laut und Markus antwortete ihm mit einem Furz. Im besten Einverständnis gingen sie an der Großen und der Kleinen Pfaffengasse vorbei, hinunter zu den Rheinauen, wo sie zu nächtigen gedachten.

»Ist dein Schlafsack wieder trocken, Alter?«, fragte Lothar.

»Nee. Ich habe vergessen, ihn in die Sonne zu legen. Macht aber nichts. Da bleib ich wenigstens frisch.«

»Brauchst dich morgen schon nicht waschen.«

»Genau.«

Sie rollten ihre Schlafsäcke aus und setzten sich hinein. Der letzte Schluck wurde getrunken und die leere Flasche landete in einer Weißdornhecke.

Auf Markus Gesicht erschien ein seliges Lächeln. Die Rheinbrücke, die man von ihrem Schlafplatz aus gut sehen konnte, erinnerte ihn immer an seine Heimatstadt Koblenz und bei ihrem Anblick schossen ihm Tränen in die Augen. Er fand die Brücke schöner als den Dom, der dick und breit in der Mitte der Stadt hockte. Wohingegen die Brücke aussah, als würde sie schweben. Wunderschön sah sie aus. Und die Lichter waren wie kleine Engel, die dahinhuschten. Warum baute man zum Lobe Gottes nicht Brücken statt Gebäude?

»Kleine wunderschöne Engel, die dahinhuschen und leuchten«, sprach er den Teil seiner Gedanken aus, der ihm besonders gut gefiel. Wäre er nicht, auf Grund widriger Umstände, Penner geworden, hätte es ihn ganz sicher zur Dichtkunst hingezogen.

»Das sind die Autoscheinwerfer«, korrigierte Lothar.

»Und seit wann hat ein Auto nicht nur vorne, sondern auch hinten Scheinwerfer?«, fragte Markus zurück.

»Und seit wann leuchten Engel aus dem Arsch heraus, du Idiot? Die einen fahren nach Lußdorf und die anderen kommen von da. Und deswegen leuchten die einen in die Richtung und die anderen in die. Und ich möchte weder hier noch dort sein.«

»Du bist aber hier.«

»Aber nicht dort. Lieber wäre ich tot als dort.«

»Wo dort?«

»Dort halt. Frag doch nicht so blöd.«

Markus sah seinen Kumpel empört an. Wie konnte Lothar es wagen, ihn als blöd hinzustellen? »Wie meinst du das?«

Lothar zog es vor, das Thema nicht weiter zu erörtern, zuckte abschließend mit den Schultern und legte sich schlafen.

Markus, sich nun einsam wie ein Eremit fühlend, beobachtete mit wachsendem Interesse das gerade auf der Brücke stattfindende Schauspiel.

Nur zwei Autos fahren jetzt auf der Brücke von der Innenstadt kommend Richtung Lußdorf.

Sie fahren hintereinander her.

»Die rasen wie vom wilden Affen gebissen!«, kommentierte er.

Der zweite Wagen versuchte einige Male den ersten zu überholen, was dieser aber jedes Mal mit einem Schwenk auf die linke Fahrbahn zu vereiteln wusste.

»Donnerwetter! Das nenn ich Fahrkunst.«

Die Scheinwerfer des ersten Wagens gingen aus.

Markus, der vor einigen Jahren selbst noch einen Führerschein gehabt hatte, fragte sich, wie der Fahrer überhaupt noch etwas sehen konnte. Das würde nicht gut ausgehen. Kaum hatte er diesen Gedanken fertig gedacht, geriet das erste Auto auch schon ins Schlingern.

»Sag ich's doch!«, freute er sich über seine zutreffende Vorhersage und schlug auf den Rücken seines Freundes, der mit einem dunklen Brummen aus der Tiefe seines Brustkorbes antwortete.

Das zweite Auto überholte jetzt das schlingende erste Auto und drängte es ab.

»Meine Fresse! Das ist ja wie im Fernsehen! Nur ein bisschen weit weg.«

»Mach endlich die Kiste aus, ich will pennen!«, brummte Lothar.

»Das ist nicht im Fernsehen, das ist echt.«

»Halt's Maul und mach die Kiste aus!« Das Brummen war zu einem Knurren geworden.

»Ja, ja.« Markus wollte nicht streiten, dazu hatte er jetzt keine Zeit.

Für einen Moment konnte Markus nichts mehr erkennen.

»Was essen jetzt?«

Ein Knall ließ ihn zusammenzucken.

»Wer schießt denn da?«, fragte Lothar, wobei er knurrte wie ein Hund.

»Keiner. Das ist nämlich kein Wildwestfilm. Das ist echt. Da ist einer gegen das Brückengeländer geknallt.« Er deutete mit der Hand. »Dort auf der Rheinbrücke.«

Kaum hatte er seinen Satz beendet, sah er das erste Auto, begleitet von Teilen des Brückengeländers, von der Brücke fliegen.

»Jetzt hat er es durchbrochen, wenn das mal gut geht.« Sekunden später hörte er das Aufklatschen.

»Wieder ein Raser weniger«, murmelte er. »Diese jungen Kerls und ihre Angeberei!« Er schüttelte resigniert den Kopf.

»Halt die Klappe und mach's Licht aus! Kann man hier denn nicht mal in Ruhe pennen!«

»Lothar, du bist nicht daheim in Wuppertal und ich bin nicht deine Else.«

Ein Lastkahn fuhr gerade auf die Brücke zu. Sein Weg Richtung Holland wurde jäh von dem ins Wasser stürzenden Auto unterbrochen. Das Nebelhorn des Kahns ertönte und ein Suchscheinwerfer wurde eingeschaltet.

Gleich darauf hörte Markus Stimmen rufen. Da es holländisch war, verstand er nur: »Pas op!«

»Sollen sich doch die Käsköpp darum kümmern. Fahren ja auch immer auf unserem Rhein rauf und runter.« Mit Toten, Polizei und endlosen Verhören auf dem Revier wollte Markus nichts zu tun haben. Er legte sich hin und zog den Reißverschluss seines Schlafsacks zu.

»Scheußlich, wenn der Schlafsack so feucht ist. Hoffentlich bekomme ich keine Blasenentzündung«, murmelte er, während er die bequemste Schlafposition suchte.

Als er endlich still lag, dachte er: Wenn der Kerl im Wagen noch leben sollte, werden ihn die Käsköpp schon rausholen. Sind ja auch näher dran.

Er war hundemüde, doch es dauerte lange, bis er einschlief. Man sah ja nicht alle Tage ein Auto in den Rhein fliegen.

Ob das auf der Brücke ein Spaß gewesen war? Ein Spaß, der ein bisschen zu weit gegangen war? Er und Lothar hatten sich einmal zum Spaß gegenseitig mit einer Holzlatte auf den Kopf geschlagen. Das war sehr komisch gewesen und sie hatten dabei viel gelacht. Doch weil sie keine Dummköpfe waren, hatten sie rechtzeitig aufgehört, bevor das erste Blut geflossen wäre. Man musste ja nicht immer gleich übertreiben.

Oder war das auf der Brücke ein Unfall gewesen? Vielleicht war der zweite Wagen ausgerutscht? Aber auf was denn? Die Fahrbahn war bestimmt nicht vereist, jetzt im Sommer.

Er lachte. »Eis auf der Fahrbahn im Sommer. So was Komisches.«

Er hörte auf zu lachen und setzte sich wieder auf. Aber was wäre, wenn es ein Mord gewesen war?

Er kratzte sich am Kinn und überlegte. Was hätte er jetzt nicht alles für einen Schluck Schnaps gegeben.

»Mord? Mord?«, sagte er leise vor sich hin. Das Wort klang fremd, wie es aus seinem Mund kam.

Bestimmt nicht. Nicht hier. Und wenn man jemanden umbringen will, knallt man ihn ab. So würde er es jedenfalls machen. Aber woher die Waffe nehmen? Er legte sich wieder hin, drehte sich auf die Seite und dachte nach.

Im Pfandhaus? Nee.

Beim Obi? Nee.

Auf einem Flohmarkt? Nee.

Das Nachdenken strengte ihn so sehr an, dass er einschlief.

Als er am nächsten Morgen seinem Kumpel das Geschehen auf der Rheinbrücke erzählen wollte, war er sich nicht mehr so sicher, ob er es nicht nur geträumt hatte. Also schwieg er erst einmal.

Und drei Flaschen Apfelkorn und viele tausend abgestorbene Gehirnzellen später hatte er alles vergessen.

2

Der Mann wird bald tot sein. Wie lange dauert das Sterben wohl normalerweise? Hier dürfte es nicht mehr lange dauern, so wie der Mann aussieht. Er ist ein Soldat. Er muss ein Soldat sein, sonst wäre das Denkmal, auf dem er abgebildet ist, kein Kriegerdenkmal. Er liegt am Boden. Erschöpft. Verwundet. Mühsam hat er sich noch einmal aufgerichtet. Ein paar Zentimeter nur. Zu mehr reichte seine Kraft nicht. Er wird bald tot sein. Warum ist er nicht schon längst tot? Es dauert und dauert. Seine linke Hand ruht auf seiner Brust. Ein Engel gibt ihm zu trinken. Führt ihm einen Becher zum Mund. Eine Hand hat der Engel frei. Diese freie Hand ist erhoben. Erhoben zum Grüßen? Um wen zu grüßen? Diejenigen, die vor dem Denkmal stehen und dem Mann beim Sterben zusehen? Nein.

Emil Kruge überlegte.

Jetzt war er sich sicher, dass die Hand erhoben ist, um den am Boden liegenden Mann zu ohrfeigen.

Gemein genug ist das Leben ja, dachte Emil. Nein, nicht gemein. Das Leben ist nicht gemein. Das Leben hat Recht. Der Engel hat Recht, wenn er den Mann ohrfeigt. Warum ist er auch so blöd, und lässt sich töten? Vielleicht hat der Mann auch einen Jungen. Einen Jungen wie mich.

Emil schob den Unterkiefer vor und bohrte seine Schuhspitze in die Erde. Selbst hier in Neuweiler, dem Dorf, das gerade mal aus vier Straßen, zwanzig Häusern und zwei außerhalb liegenden Bauernhöfen bestand und wohin seine Mutter und er wenige Wochen nach dem Tod seines Vaters gezogen waren, ließ ihn die Erinnerung an seinen Vater nicht los. Wie auch? Sein Vater war der großartigste Mensch der Welt gewesen.

»Na, wen haben wir denn da? Den kleinen Emil Kruge«, hörte er die Stimme von Horst Leopold, der so plötzlich neben ihm stand, dass ihm nicht einmal Zeit zum Erschrecken geblieben war.

Jeden Tag kam Leopold, der Leiter des städtischen Bauamtes, für ein paar Minuten nach Neuweiler zu dem kleinen Park mit dem Kriegerdenkmal gefahren. Dann schaute er, wie weit hier die Verschönerungsarbeiten gediehen waren, nickte den Arbeitern der Gartenbaufirma Schock zu und fuhr mit seinem Wagen wieder zurück nach Ebingen. Manchmal kam er vormittags, manchmal nachmittags.

Emil wusste das, denn er war auch Tag für Tag hier. Und bis heute war es ihm stets gelungen, sich hinter dem Denkmal zu verstecken, bevor Leopold kam.

Er wusste nicht genau, warum er das tat.

Nein, das war falsch, er wusste, warum er das tat. Er hatte Angst vor dem Mann.

Aber was er nicht wusste war: Warum hatte er Angst vor ihm?

Leopold war ihm unsympathisch. Aber das waren ihm viele andere Menschen auch. Leopold hatte hellblonde, fast weiße Haare und Wimpern, seine Adern schimmerten blau unter seiner blassen Haut hindurch. Das sah eklig aus. Aber andere Menschen sahen auch eklig aus. Hatten Schuppen auf den Schultern, Speichel in den Mundwinkeln oder Pickel und Warzen im Gesicht. Vor keinem unsympathischen, ekligen Menschen hatte er Angst, außer vor Leopold.

»Gefällt dir das Ehrenmal für die Gefallenen?«, fragte Leopold und schob seine Sonnenbrille in die hellen, dünnen Haare.

Eines Tages würde er es wissen, warum er sich vor diesem Mann so fürchtete. Und vor dem Tag hatte er jetzt schon Angst.

Bis zu diesem Tag aber, der bestimmt kommen musste, würde er sich vor ihm so gut es ging verstecken, um das Unvermeidliche so weit wie möglich hinauszuzögern. Vielleicht ließe es sich so weit hinauszögern, bis er erwachsen wäre und mit Leopold von Mann zu Mann kämpfen könnte. Weswegen eigentlich kämpfen? Was hatte er ihm denn getan? Nichts. Noch nichts.

Egal, er würde sich vor ihm verstecken, so wie die letzten zwei Jahre auch (so lange lebten er und seine Mutter schon in dem dunklen Neuweiler). Wenn er es recht bedachte, versteckte sich seine Mutter ebenfalls, wenn sie Leopold auf der Straße begegnete. Nicht dass sie hinter eine Mauer oder eine Hausecke rennen würde, dazu waren Erwachsenen zu langsam. Nein, sie versteckte sich hinter einem merkwürdigen Gesicht, wenn sie ihn traf, einem Gesicht, das aussah wie tot.

Der Soldat auf dem Kriegerdenkmal war tot oder zumindest fast, sein Vater war tot und das Gesicht seiner Mutter war tot, zumindest wenn sie Leopold begegnete.

»Na was ist, Emil Kruge, gibst du mir keine Antwort?«

Leopold beobachtete ihn und schien seine Gedanken von seiner Stirn ablesen zu können.

»Gefallen tut es mir nicht direkt. Ich meine, es geht so«, antwortete er und dachte: Meinem Vater hat bestimmt keiner etwas zu trinken gegeben, bevor er gestorben ist.

Er stellte sich diesen Satz (die Worte »Vater« und »gestorben« besonders groß) mit blauer Tinte geschrieben auf seiner Stirn vor und versuchte ihn in Spiegelschrift zu lesen.

»Nur es geht so?«, fragte Leopold, runzelte seine Stirn und lächelte ihn an.

Die dünne Haut auf Emils Stirn war plötzlich aus Papier (ein der Länge nach gefaltetes DIN A5-Blatt aus seinem Deutschheft) und eine unbekannte Hand zerknüllte das Blatt mit der Schrift darauf.

»Nur es geht so? Das ist wenig. Findest du nicht auch, mein kleiner Emil?«, fragte der noch immer lächelnde Leopold nach, wobei Emil klang wie Ämäl.

Emil kniff die Augen zusammen und betrachtete sein Gegenüber.

Was war das für ein merkwürdiges Lächeln? Keines jedenfalls, bei dem sich die Mundwinkel verzogen. War das überhaupt ein Lächeln? Leopolds Mund war auf und zugeklappt wie bei einem... Emil wusste nicht mehr weiter.

Für wenige Sekunden kreuzten sich ihre Blicke. Emil hatte bei seinem Gegenüber rote Augen erwartet, aber Leopolds Augen waren wässrig-blau.

Ich stehe einem..., es fiel ihm nicht ein, ...einem Dingsda gegenüber.

Er würde zu Hause in seinen Comic-Heften nachsehen müssen, wie man helläugige, hellhäutige Wesen, die so aussahen wie Leopold, wenn er lächelte, nannte.

Emil spürte auf einmal Leopolds Hand in seinem Nacken. Und zu seinem Schrecken begann die Hand ihn zu streicheln.

Emil zuckte zusammen.

»Für ein »es geht so« siehst du dir das Denkmal aber ziemlich genau an«, hörte er Leopold flüstern.

Die Stimme, die ölig in seine Ohren floss, und das Streicheln in seinem Nacken ließen ihn auf einmal schläfrig werden. Fast war er versucht die Augen zu schließen und sich an den Mann anzulehnen.

Ein lautes Husten und Räuspern hinter seinem Rücken ließ ihn wieder zu sich kommen. Er sah sich verlegen um.

Kurt Faber, der Vorarbeiter, stand, auf eine Schaufel gestützt, neben ein paar Rosenbüschen und beobachtete sie. Als sich ihre Blicke trafen, spuckte Faber aus. Die Spucke blieb auf einem der Rosenblätter hängen.

Emil drehte sich wieder weg.

Plötzlich packte Leopolds Hand zu. Er drehte Emils Kopf so, dass er wieder zum Denkmal schauen musste, beugte

sich zu ihm herunter und las, den Mund dicht an Emils Ohr, mit jetzt rauher Stimme, den Text, der unter dem Relief stand, vor. »Die Toten werden wieder leben. Weißt du, was das heißt, Emil?«

»Nein. Oder vielleicht doch.«

»Weißt du, was das heißt? Ja oder nein?«

»Vielleicht, dass sie im Paradies wieder zum Leben erweckt werden. Von Gott oder einem Engel«, antwortete er und hoffte, dass die Antwort Leopold zufriedenstellen würde.

»Im Himmel oder in der Hölle von einem gefallenem Engel! Da fällt mir ein, wie geht es deiner Mutter?« Leopold stieß ein Lachen aus.

Emil zuckte mit den Schultern. Wie sollte es seiner Mutter denn schon gehen?

Leopold schien auch gar nicht mit einer Antwort gerechnet zu haben. Er deutete mit der freien Hand auf das Denkmal.

»Die Toten werden wieder leben. Es heißt nichts. Gar nichts. Die Toten kommen nicht wieder und die Gefallenen werden nicht auferstehen. Siehst du die Tafel neben unserem tapferen Soldaten? Auf ihr stehen Namen.«

Er ging mit ihm ein paar Schritte vor und drückte Emils Kopf zu einer der Tafeln hinunter. »Alles Namen von Toten, die nicht wiedergekommen sind und auch nicht wiederkommen werden. Ein Name nach dem anderen. Jemand hat sich sogar die Mühe gemacht«, Leopold kicherte, »sie alphabetisch aufzulisten.«

Stimmt ja gar nicht, dachte Emil, dessen Blick zwischen den Namen Wolter Anton und Sommer Jakob hin und her flackerte. Seit wann kam W vor S?

»Sie sind tot, Emil.« Leopolds Griff wurde fester, als er merkte, dass Emils Aufmerksamkeit abzuschweifen drohte. »Alle Menschen, deren Namen hier auf dieser Tafel in Stein gehauen wurden, sind tot. Die Steine sind noch da, auch die Namen, aber die Menschen sind tot. So wie auch viele

andere Menschen, die einmal gelebt haben, tot sind. Und sie kommen nie wieder, egal wie sehr sich das jemand wünscht. Du kannst schreien und toben und heulen, sie kommen nicht wieder.«

»Das weiß ich.« Emil schüttelte die Hand aus seinem Nacken und sprang ein paar Schritte zurück. Fast wäre er über die knöchelhohe Einfriedung gestolpert, die eines der Rosenbeete vom Schotterweg trennte. Er taumelte ein paar Schritte rückwärts, dann fing er sich wieder.

Er schaute zu dem Mann hoch und sagte: »Das weiß ich alles selbst, Herr Leopold.«

Er spannte die Muskeln an und zwang sich, nicht zu blinzeln und nicht mit den Mundwinkeln zu zucken.

»Dann bist du also nicht hier, weil du glaubst, dass die Toten wieder leben werden. Dass die Toten wieder zurückkommen, wenn du es dir nur lange genug wünschst?«

Emil schüttelte den Kopf. »Ich bin nur deswegen hier.« Er deutete auf das Loch, das der kleine Raupenbagger bereits gegraben hatte.

Leopold lachte, machte einen Schritt auf ihn zu und zerzauste die Haare des Jungen. »Ja, das glaube ich dir sogar, so etwas fasziniert einen Jungen in deinem Alter. Bagger, Werkzeuge, Buddeln in der Erde.«

Emil entzog sich dieser neuerlichen Berührung, und Leopold zog die Hand zurück. »Na dann, Emil, halt die Ohren steif«, sagte er und schaute zu dem Baggerführer, der Jürgen Schütz hieß und oft am Abend, wenn Emil schon im Bett lag, zu seiner Mutter kam. Die beiden Männer nickten sich kurz zu. Leopold ging zurück zur Straße und stieg in seinen Wagen. Er wendete in der Einfahrt des gegenüberliegenden Hauses und fuhr die Hauptstraße entlang Richtung See. Auf der anderen Seeseite, hinter der Neubausiedlung lag Ebingen, die Kreisstadt, zu der auch Neuweiler gehörte.

Emil hielt den Blick starr auf eine am Boden liegende Schaufel gerichtet, beobachtete aber Leopolds Abzug aus den Augenwinkeln. Erst als der Wagen hinter den Bäumen verschwunden war, blickte er auf und drehte den Kopf.

Sein Nacken tat weh.

Mit welchem Recht hatte ihn Leopold so hart angefasst?

Er schaute in die Richtung, in die er davongefahren war, und ballte beide Hände zu Fäusten.

Emil wartete noch, bis kein Motorengeräusch mehr zu hören war, dann ging er ebenfalls zur Straße, die in der Stadt, aus der er kam, bestenfalls ein Weg genannt worden wäre, und setzte sich auf die Bank im Wartehäuschen der Bushaltestelle. Es würde in den nächsten drei Stunden kein Bus kommen, doch das war egal, da er ja sowieso nicht wegfahren wollte. Wo hätte er auch hinfahren sollen? Und zu wem? Er hatte niemanden mehr außer seiner Mutter. Und wären Viktoria und Pascal, die beiden einzigen Neuweiler Kinder in seinem Alter, nicht gewesen, hätte er auch keine Freunde mehr. Seine alten Freunde hatte er alle in Speyer zurücklassen müssen. Ein Wartehäuschen, so sagte er sich, war nicht nur dafür da, um auf einen Bus zu warten. Man konnte hier warten, auf was immer man wollte. Er verschränkte die Arme vor der Brust und wartete auf seine beiden Freunde.

Der Rübli-Bauer, dessen Vorfahren aus der Schweiz stammten, fuhr mit seinem Traktor vorbei. Er nahm seine Mütze vom Kopf und grüßte Emil und die hinter dem Jungen im Park beschäftigten Arbeiter.

Emil hob grüßend die Hand und rief ihm zu: »Grüß Gott, Herr Rübli.« Seine Stimme kam ihm im Vergleich zu dem lauten Zweitakt-Motor des Traktors sehr hell und leise vor.

»Na, Emil, sind schon Ferien?«, fragte der Rübli, dessen Stimme mühelos den Traktorlärm übertönte.

Der Rübli war ein netter Mann, der nichts dagegen hatte, wenn die Kinder des Dorfes auf seinem Hof spielten. Einmal hatte Emil ihm sogar beim Melken helfen dürfen.

»Ja!«, rief Emil zurück. »Es sind die großen Ferien.«

»Na, dann mach auch was Großes daraus.«

Emil nickte eifrig dem Traktor hinterher, was der Rübli-Bauer aber schon nicht mehr sehen konnte.

Was Emil nicht wusste, der Rübli-Bauer war nicht nur ein netter Mann, sondern er machte sich auch Gedanken über ihn. Mitleid hatte der alte Bauer mit dem Jungen, der so verloren dasaß. Er fühlte sich an einen anderen Jungen erinnert, der ebenso auf dieser Bank gesessen hatte. Fast vierzig Jahre war das nun schon her. Aus dem Jungen von damals war mittlerweile ein Mann geworden und nur wer scharfe Augen hatte, erkannte noch immer den verlorenen Jungen in dem erwachsenen Gesicht von Paul Schock.

Warum gibt es nicht nur nette Menschen, fragte sich Emil und schaute dem knatternden Gefährt nach, auf dem der Rübli-Bauer saß. Leopolds Auftritt war wie ein Albtraum gewesen. Aber der Albtraum war vorbei. Er war nicht hier, um sich ängstigen zu lassen. Er war hier, um zuzusehen wie ein Schatz gefunden wird. Aber er würde noch etwas warten müssen. Ohne seine neuen Freunde Viktoria und Pascal würde das Zusehen beim Finden eines Schatzes keinen Spaß machen.

Er drehte sich kurz um und warf einen prüfenden Blick über den kleinen Park, um nachzusehen, ob er in der Zwischenzeit nichts verpasst hatte. Nein. Er atmete erleichtert auf.

Er schaute zum Wald hin, der auf einer Anhöhe lag und deswegen umso größer erschien. Das Dorf kauerte zu seinen Füßen, klein, geduckt, als müsste es sich aus Angst verbergen. Die Schatten, die die Bäume warfen und die schon am Nachmittag das Dorf ohne Sonne sein ließen, krochen unaufhaltsam näher.

Wo blieben Viktoria und Pascal nur? Wenn er allein war, war die Gefahr groß, dass er traurig wurde. Nur in Gesellschaft konnte er sich begeistern und freuen. Da fühlte er sich wie ausgewechselt. Aber er würde den beiden

nie sagen, wie wichtig sie für ihn waren, denn dann würden sie über ihn lachen. Sie hatten auch allen Grund zum Lachen, sie hatten ja noch Väter.

Er wartete und sah den drei Autos nach, die durch die Hauptstraße fuhren. Dem Postauto, das den einzigen Briefkasten leerte, einem Pritschenwagen aus der Stadt, der Getränke lieferte, und als drittem dem VW-Bus von Berit Schock. Berit Schock, die schönste Frau, die Emil je gesehen hatte. Dass er so dachte, hatte er einmal dem Rübli-Bauer erzählt.

Der Rübli hatte ihm daraufhin über den Kopf gestrichen und gesagt, er solle das auch Berit erzählen. Sie würde sich darüber bestimmt freuen. Emil hatte das immer mal machen wollen, doch bisher hatte ihm der Mut dazu gefehlt.

Berit Schock besaß außerhalb des Dorfes einen alten Bauernhof, und in der Scheune betrieb sie ein Heimatmuseum. Das war etwas sehr Ungewöhnliches. Er war schon einmal mit seiner Schulklasse dort gewesen, und Frau Schock hatte ihnen viel gezeigt und erklärt. Wie früher sein Vater, aber längst nicht so gut. Er schluckte. Niemand war so gut wie sein Vater, aber Frau Schock war es beinahe. Vielleicht würde er sie einmal besuchen. Allein. Und vielleicht würde sie ihn auch so mögen wie er sie, und er könnte bei ihr bleiben. Auf so einem Bauernhof gab es doch genug Platz für ein Kind.

Er spürte, wie sein Kopf vor Scham heiß wurde. Damit es nicht so auffiel, blies er die Backen auf und prustete los.

3

Berit Schock fuhr gern diese Strecke von Neuweiler nach Eschweiler. Links und rechts der Straße lagen saftig grüne Wiesen und dahinter die bewaldeten Höhen.

Hier hatte August Mondstein 1878 das berühmte Gemälde *Wanderer im Eschweiler Tal* gemalt, das heute in ihrem Heimatmuseum hing. Vor drei Jahren hatte sie es einem alten Eschweiler Bürger für viertausend Euro abgekauft. In Eschweiler hatte sie schon so manchen Schatz erworben.

Heute war ihr Ziel das Haus der verstorbenen Eheleute Schreier. Der Sohn der beiden hatte sie angerufen und ihr einige alte Urkunden und Zeugnisse zum Kauf angeboten.

Nach wenigen Minuten war sie an ihrem Ziel angekommen und stieg aus. Vor dem Haus stand ein Container mit allerlei Gerümpel. Mit geübtem Blick schaute Berit nach, ob etwas Interessantes zu finden sei.

»Frau Schock?«, rief eine ungeduldige Stimme von der offenen Haustür her.

Berit drehte sich um. »Ja. Das bin ich.« Sie ging auf den ungeduldigen jungen Mann zu. »Und Sie sind Herr Schreier?« Sie bot ihm die Hand, die er nur flüchtig berührte. Die Berührung war kalt und feucht, und Berit war froh, dass es nicht zu einem festeren Händeschütteln gekommen war.

»Drinne«, sagte Herr Schreier nur und ging voran.

Berit folgte ihm in das dunkle Haus. Er trug einen dunkelblauen Anzug, der sehr teuer aussah. Aber er hatte keinen Arsch in der Hose.

»Wann sind Ihre Eltern gestorben?«, fragte sie, während ihr Blick seinen Rücken hinaufwanderte.

Er blieb im Türrahmen zum Wohnzimmer stehen, drehte sich kurz zu ihr um und schaute sie überrascht an, als sei dies eine unmögliche Frage.

»Mein Vater vor zwei oder drei Jahren und meine Mutter vorgestern.« Und Berit, die seit achtunddreißig Jahren auf der Welt war und sich im Laufe ihres Lebens ein wenig Menschenkenntnis angeeignet hatte, hörte seinen unausgesprochenen Nachsatz: »Endlich!«

»Da«, sagte er und deutete auf einen Tisch, der als einziges Möbelstück noch in dem Zimmer stand.

Da er im Türrahmen stehen blieb, drückte Berit sich an ihm vorbei und sah sich die Urkunden an.

Bei der ersten Urkunde, die sie in die Hand nahm, handelte es sich um einen Ersatzreserveschein zweiter Klasse, ausgestellt im Jahre 1885 für einen Johann Schreier.

»Ist dieser Johann Schreier Ihr Urgroßvater?«, fragte sie und schaute zu ihm hin.

Er lehnte noch im Türrahmen und hielt sein Handy ans Ohr. Da er selbst nicht redete, nahm Berit an, dass er zuhörte, wenn er überhaupt jemanden dran hatte.

»Ihr Urgroßvater?«, fragte sie noch mal und hielt die Urkunde hoch.

Er zuckte mit den Schultern, nahm die Hand schützend vor den Mund und das Handy, als hätte er seinem Gesprächspartner etwas Geheimes mitzuteilen, und drehte ihr den Rücken zu.

Berit zuckte ebenfalls mit den Schultern und widmete sich wieder den alten Papieren.

Den Ersatzreserveschein zweiter Klasse würde sie mitnehmen, so etwas war genau das Richtige für ihr Heimatmuseum.

Sie setzte ihre Lesebrille auf und las den Text, der in altdeutscher Schrift abgefasst war.

»Die Ersatz-Reservisten zweiter Klasse unterliegen in Friedenszeiten keiner militärischen Kontrolle. Bei